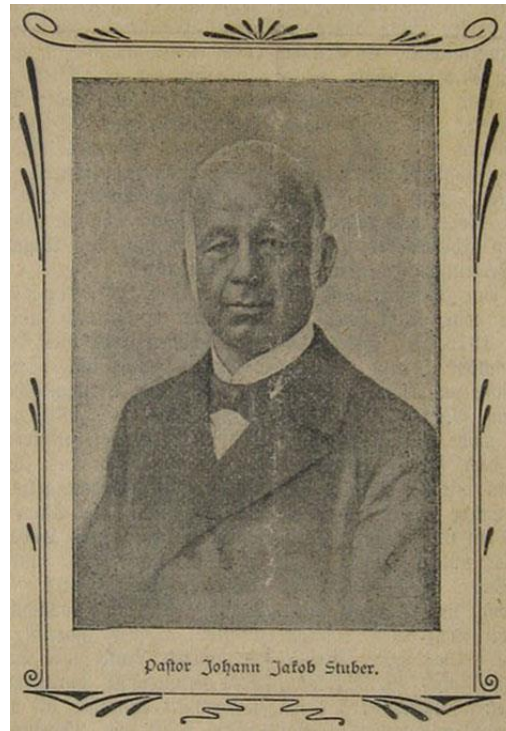


Pastor Johann Jakob Stuber

Nekrolog¹⁾



Es ist das Lebensbild eines Wolgageistlichen, das uns in den folgenden Zeiten vor das geistige Auge gestellt werden soll. Angesichts der harten Urteile, die in letzter Zeit über unsere Geistlichkeit in der Presse gefällt werden, erscheint es umso notwendiger, im Lebensbild der aus unserer Mitte scheidenden Geistlichen deren Denken und Meinen, Wirken und Streben sowie den Ertrag ihrer Lebensarbeit ohne Schönfärberei wahrheitsgetreu darzustellen. Auch sie sind einst jung gewesen wie wir, auch sie sind darum, wie alle Jugend, voll hoher Ideale ins feindliche Leben hinausgetreten und haben sie zum Segen ihrer Mitmenschen gesucht; sie haben wie wir mit den Widerwärtigkeit ihrer Zeit gekämpft und gerungen, um ihre Jugendträume ins Leben, Worte in Taten umzusetzen – bis endlich die Jahre die Last und Erfolglosigkeit und Enttäuschung Ermattung mit sich brachten und das Wort Schillers über Erwartung und Erfüllung auch an ihnen sich erfüllte:

„In den Ozean schiff mit tausend Masten der Jüngling. Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.“

Am Ufer stehen die Jungen und spötteln über den Alten ob des geringen Ertrags seiner Lebensarbeit. Jahre vergehen. Die einst jung und in lockigem Haar am Ufer gestanden, die kehren nun ebenfalls als Greise mit ergrautem Haupte nur auf einem Boote vom stürmischen, unberechenbaren Meere des Lebens in den stillen Hafen des Alters zurück. Auch sie nur auf einem geretteten Boot! Auch bei ihnen ist das Erreichte weit hinter den jugendlichen Erwartungen zurückgeblieben! Am Ufer aber werden auch sie schon von den Jungen erwartet, die ebenso voreilig den Stab über den geringen Ertrag ihrer Lebensarbeit brechen. So wird es auch fortgehen. Und doch wollen sie alle das Gute

¹⁾ Dieser Nekrolog ist auf der vorjährigen Synode verlesen worden und konnte leider erst jetzt dem Druck übergeben werden. Für den späteren Historiker unserer Wolgakirche sei noch bemerkt, daß auf derselben Synode auch über Propst Blum von Pastor Kufeld verlesen worden und in der Chronik des Ossinowkaschen Kirchspiels wortgetreu zu finden ist.

Pastor Erbes.

und Wahre, die Alten und die Jungen. Sollte dies gemeinsame Zeit, dem also beide Teile zustreben, nicht auch ein gemeinsames Handeln und ein friedliches Nebeneinanderwirken und schaffen möglich machen können?! Es könnte wohl geschehen, wenn für alle als Losungswort gälte: Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder.

Wenden wir uns nun unserem eigentlichen Gegenstande zu.

Der entschlafene Pastor Stuber, gestorben als Pastor des Kirchspiels Brunnenthal in den Wolgastepfen, war in unseren Wolgagemeinden mehr als sogenannter Bruderpastor gekannt, da er sich die Leitung der kirchlichen Gemeinschaftskreise angelegen sein ließ; unter seinen Amtsbrüdern war er als ein warmer Freund der innern und äußern Mission bekannt; daß er aber auch Schulmann und zwar nicht nur in theoretischer, sondern auch in praktischer Hinsicht gewesen, das dürfte wohl nur wenigen bekannt sein. Und doch ist er 8 Jahre lang als junger Pastor zugleich auch einfacher Volksschullehrer gewesen, aus reinem Trieb unter dem Volke zu arbeiten. Als solcher hat er in den 70-er Jahren nach seinen noch vorhandenen schriftlichen Auszeichnungen aus seiner Zeit das russische Volksschulgesetz von 1874 bei dessen Erscheinen in sehr verständnisvoller Weise beurteilt und seine Mängel sofort erkannt, ein Zeugnis zugleich dafür, wie regsam sein Geist auf dem ihm liebgewordenen Gebiet des Volksschulwesens gewesen ist. Ein warmes Herz für die Mission hatte er aus dem Baseler Missionshause, Verständnis und Sinn für die Versammlungen der Erweckten – aus dem Elternhause mitgebracht.

1. Kindheit und Jugendjahre. Pastor Joh. Jakob Stuber war kein Rußländer. Weit von hier hat einst seine Wiege gestanden – draußen im Lande Württemberg. Dort war er in dem Orte Ochsenbach 6./18. August 1839 geboren. Seine Eltern, Georg Jakob und Margareta geb. Rommel, waren, wie er selbst bei seiner Ordination in einem kurzen Lebenslauf mitteilt, arme Bauers- und Weingärtnerleute, die mit ihrer Hände Arbeit in ihren Weinbergen, auf ihren Äckern und Wiesen ihren eigenen Lebensbedarf sich erwarben. Erst später, nachdem alle Kinder bereits herangewachsen waren und den Eltern fleißig unter die Arme greifen konnten, scheint die materielle Lage im elterlichen Hause sich merklich gebessert zu haben. Von 5 Kindern war Joh. Jakob das zweitälteste. Er besuchte mit den Geschwistern die Gemeindeschule, wo er einer der erster Schüler war und sich besonders im Kopfrechnen auszeichnete. Zu Hause wurde er mit seinen Geschwistern von den Eltern erzogen unter Gebet in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Der Stab „Weh“ soll fleißig gebraucht worden sein. Noch mehr wurde das Gebet geübt. Die Eltern gehörten den württembergischen pietistischen Gemeinschaften Hahnscher Richtung an, hatten eine Versammlung im Hause, und der Vater war selbst einer der Leiter derselben. Noch 1879 bei Gelegenheit eines Besuches in der alten Heimat saß der Prediger Stuber mit seiner nunmehrigen Witwe in der Versammlung im Vaterhaus. „Wenn nun mein Vater abends müde vom Felde kam,“ so erzählt Stuber in dem bereits erwähnten Lebenslauf, „so kniete er mit der Mutter und uns 5 Kinder in der Stube nieder und betete frei aus dem Herzen, und wir Geschwister wurden so an das Gebet gewöhnt und gewannen es so lieb, daß wenn mein Vater eines Abends das Gebet unterließ, eins von uns Kindern sagen konnte: Vater, wollen wir nicht beten? worauf natürlich ein Ja folgte. Dies gute Beispiel meines Vaters hatte aber auch die Wirkung, daß wir Kinder in frühester Jugend selbst beten lernten: morgens und abends und auch manchmal im Laufe des Tages knieten wir nieder und schütteten unsere Herzlein dem Herrn aus“. In diesem Gebetleben, in christlicher Zucht, das gute Beispiel der Eltern auch im Wandel vor Augen, wuchs der Knabe auf, und der gute Geist des elterlichen Hauses folgte ihm auch hinaus ins Leben, als der junge Stuber nach seiner Konfirmation zu einem Schuhmacher in dem Städtchen Bietigheim in die Lehre kam; er hielt sich fern von dem Jugendtreiben seiner Genossen und besuchte trotz des Gespöttes der Gesellen in seiner freien Zeit die Versammlungen der Gemeinschaften in dem Städtchen. Diese Liebe zu den

Gemeinschaften hat der Verstorbene aus dem Vaterhause und aus seiner württembergischen Heimat auch mit in unsere Wolgagemeinden gebracht. In diesen Kreisen seiner Heimat nun, wo dem Werk der Mission stets ein warmes Interesse entgegengebracht wurde, erwachte in Stuber auch der Wunsch Missionar zu werden. Schon hatte er sich nach einer schweren Lehrzeit den Lehrlingsbrief in seinem Handwerk erworben, war weiter nach der Stadt Nordheim gewandert und Geselle bei einem Meister geworden, da fing der Zug, sein Leben der Mission zu widmen, mit voller Kraft an sich in ihm zu reden. Anderthalb Jahre kämpfte er dagegen an in der Befürchtung, der Zug sei nicht lauter, es sei die Luft mit im Spiel, den Beruf zu ändern. In seiner Ruhelosigkeit wandte er sich endlich um Rat an den Missionar Krapf aus Kornthal, der aus Afrika zurückgekehrt war und eine Schrift über seine Missionsarbeit daselbst veröffentlicht hatte. Derselbe machte den Zweifeln des jungen Mannes ein Ende und riet ihm entschieden dem inneren Zuge zu folgen. So meldete sich Stuber denn im Baseler Missionshause an, und als fast 20-jähriger junger Mann wurde er am 12. August 1859 in dasselbe aufgenommen.

2. Im Missionshaus zu Basel. Vier und ein halbes Jahr weilte er hier. Zu dem schönen Erbe aus dem elterlichen Hause, der guten Zucht und dem frommen Sinn, und der geistlichen Errungenschaft seiner Lehr- und Wanderjahre, dem Missionsinteresse, fügte sein Missionshausleben selbstverleugnende Hingebung an die Interessen des Missionsdienstes hinzu, Pflichtgefühl, Ordnungsliebe und willige Unterordnung unter die Älteren und Vorgesetzten, sowie Kenntnisse und Liebe zum Forschen.

Sein Hauptlehrer und Hauptideher war Inspektor Josenhans. Es war ein strenger Mann. Der Geschichtsschreiber der Baseler Mission, Eppler, schreibt: „Josenhans knetete die jungen Leute, wie der Töpfer den Ton. Sein Kennerauge durchschaute einen Menschen in wenigen Minuten oft bis ins Innerste. Er prüfte selbst die Neueintretenden und machte ihnen den Ausenthalt im Missionshause so heiß, daß es keiner aushalten konnte, der den Herrn und um seinetwillen auch die Heiden nicht wahrhaftig liebte.“

Einen zweiten theologischen Lehrer hatte der junge Stuber an dem nachmaligen Göttingenschen Professor M. F. Geß. Dieser war in vielen Stücken gerade das Gegenteil vom Inspektor, sagt Eppler. Er war mild, still und dabei ein Mann von großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Lehrgabe. Von seinen Schülern ohne Ausnahme geliebt, verstand er es immer wahrhaft frommen und freien Geist in seine Schüler zu pflanzen und ihnen tüchtiges theologisches Wissen zu vermitteln. „Sie lebten in seinem Unterricht ganz auf,“ fügt der Geschichtsschreiber hinzu. Unter diesen beiden Hauptlehrern und andern, von denen der Entschlafene noch des späteren Pfarrers Peter von Spöck Erwähnung getan hat, trieb er Latein, Griechisch, Hebräisch und Englisch; Arithmetik, Geometrie, Geographie, Geschichte, Physik, Zeichnen und Musik; ferner biblische Geschichte, Religionslehre, Bibelanalyse, Exegese des alten und Neuen Testaments, Dogmatik, Einleitung in die heil. Schrift, Missionswissenschaft, Homiletik und Katechetik.

Stuber befand sich bereits in der letzten (oberen) Abteilung. Da gelangte eines Tages aus Grusien (im Hinterkaukasus) eine etwas eigentümliche Bitte an das Baseler Missionskomitee: für eine kleine schwäbische Ansiedlung hart an der türkischen Grenze einen der Missionszöglinge schicken zu wollen, der in diesem Gemeindlein Prediger und zugleich auch Lehrer sei, in den Wochentagen in der Schule die Kinder unterrichte und am Sonntag die Gemeinde von der Kanzel mit Gottes Wort erbaue. Es sei dies die Kolonie Alexandershilf, vor 5 Jahren ungefähr 60-70 Werst entfernt von ihrer Muttergemeinde Elisabeththal angelegt und darum von dort aus schwer geistlich zu bedienen. Weil nun aber die Gemeinde klein und arm und nicht imstande sei, neben einem Lehrer auch noch einen Prediger anzustellen, so sei der einzige Ausweg, beide Ämter in der Person eines Predigers zu vereinigen. Missionsinspektor Josenhans fragte bei den Zöglingen der

obersten Abteilung an, ob keiner Willens wäre diesen Posten anzunehmen. Nur Stuber meldete sich fürs erste; erst später noch zwei andere.

Es war dies durchaus keine Flucht aus dem Missionsdienste, sondern vielmehr ein Akt großer Selbstverleugnung. Alexandershilf war nur etwas über 100 Seelen stark. Nicht einmal den einen Prediger, der zugleich auch Lehrer sein sollte, waren die Leute imstande zu unterhalten. Darum wurde von demselben erwartet, er werde neben seinem Prediger- und Lehreramte auch noch ein Handwerk treiben, um durchkommen zu können. Daher dachte man in Grusien anfänglich auch gar nicht an einen Baseler Missionszögling, sondern an einen schlichten Chrischonabruder, der neben den notwendigen Kenntnissen für das Schul- und Predigtamt auch noch ein Handwerk verstehe und von Hause aus an Entbehrungen aller Art gewöhnt sei. Weil aber das Baseler Missionskomitee die schwäbischen Kolonien in Grusien von jeher als seinen Wirkungskreis betrachtete, so legte Inspektor Josenhans die Bitte zunächst seinen Zöglingen vor, ob nicht jemand von ihnen dies Opfer bringen wolle. Stuber war es, der sich dazu bereit erklärte. Wie schwer es ihm auch fiel, noch vor Beendigung des Kursus das Missionshaus verlassen und damit sich vom Missionsberuf trennen zu müssen, so glaubte er doch in dieser Stimme aus Grusien an die jungen Brüder im Baseler Missionshaus den Ruf des Herrn gerade an sich vernehmen zu müssen, weil er ja von Jugend auf an Entbehrungen aller Art gewöhnt sei und ein Handwerk verstehe und getrieben habe.

So wurde er denn am 21. Februar 1864 in Nürtingen in Württemberg für das Predigtamt ordiniert und reiste bald darauf die Donau hinab seinem selbsterwählten Bestimmungsort zu. Der Missionszögling Knapp, der zum Prediger für die Kolonie Marienfeld bestimmt war, ferner Lehrer Schwarz, Stubers langjähriger Freund, und die Schwester des Predigers Schrenk in Grusien, Marie Barbara Schrenk, Stubers nachmalige Frau, waren seine Reisegefährten von Württemberg an bis nach Tiflis am äußersten Ende des schwarzen Meeres.

3. In Tiflis. Bei seiner Ankunft in Tiflis gab es einen unfreiwilligen Aufenthalt. Einerseits war der Bau des Schul- und Bethauses in Alexandershilf noch nicht vollendet, andererseits hatte die transkaukasische Synode durch ihren Oberpastor Schritte bei der Regierung getan, daß Alexandershilf zur selbständigen Pfarre erhoben und dem anzustellenden Prediger wenigstens die Hälfte des für Grusien bestehenden Kronsgehaltes (also 350 Rbl.) zugewiesen werde: denn die Geistlichkeit fand es unpassend und auch unmöglich, daß ein Prediger nicht nur Schulmeister sein, sondern gar noch mit einem Handwerk nebenbei seinen Lebensunterhalt sich verdienen sollte. Die Bitte der Synode fand die Allerhöchste Genehmigung: Alexandershilf wurde zur selbständigen Pfarre erhoben und dem Geistlichen daselbst ein Kronsgehalt von 350 Rbl. bewilligt. Unterdessen hatte Stuber in Ermangelung der nötigen geistlichen Bedienung das Vikariat in den Kolonien Tiflis und Alexandersdorf verwaltet. Er gab nun diese Stelle wieder auf und zog im Juni 1865 in seine kleine Pfarre ein, bei einem Gehalt von nur 576 Rbl., wenn man die ihm von der Gemeinde bewilligten Naturalien in Geld umsetzt und zu den 350 Rbl. Kronsgehalt legt. Akzidenzien gab es keine.

4. In Alexandershilf. Acht Jahre lang arbeitete Stuber unverdrossen auf diesem einsamen Posten, hart an der türkischen Grenze in einer abgelegenen Gebirgsgegend. Nur einmal im Jahr, zur Zeit der Synode, kam er mit seinen Amtsbrüdern zusammen. Die ganze übrige Zeit war er infolge der schlechten Wege im Gebirge und der Abgelegenheit seiner Gemeinde von den übrigen Kolonien abgeschnitten, von jeglichem anregenden Verkehr und Gedankenaustausch mit andern Geistlichen. Diesem Mangel wurde einigermaßen abzuhelpen gesucht durch regen brieflichen Verkehr mit dem Baseler Missionshaus und besonders mit seinem Freunde Schwarz, der sich als Lehrer in Tiflis niedergelassen hatte. So arbeitete denn Stuber an den Werktagen in der Schule, an den

Sonntagen stand er auf der Kanzel, in der übrigen freien Zeit trieb er Seelsorge und verrichtete die vorkommenden Amtshandlungen.

Was ein Lehrer alles an Mühseligkeit und Kümernissen und Bitterkeiten in seinem schweren Beruf zu kosten hat, das bekam auch der junge Pastor Stuber in jenen acht Jahren reichlich zu schmecken. Man ersieht das aus seinen Tagebüchern, die er fleißig und akkurat seit seiner Ankunft in Grusien bis in die 90-er Jahre geführt hat. Da ist die alte Klage über unregelmäßigen Schulbesuch der Kinder nur zu oft durch Schuld und Nachlässigkeit der Eltern, wodurch der gleichmäßige Fortschritt im Unterricht gehemmt wird; da ist die Klage über Ungehorsam der Schüler bis zu Widersetzlichkeiten gegen den Lehrer; da ist die Beschuldigung von seiten der Eltern, daß der Lehrer zu streng, zu ungerecht gewesen sei, oder den Hansjörg zu hart geschlagen habe; daß die Kinder gar nichts lernen, ja sogar (man höre über einen Pastor!), daß man jetzt gar nichts mehr aus dem Katechismus verlange, sondern immer nur das Rechnen und drgl. mehr. „Ich bin des Kampfes müde,“ schrieb Stuber am Ende dieser 8-jährigen Wirksamkeit als Lehrer an den dortigen Oberpastor, und faßt in diesem kurzen Wort alle seine Leiden als Lehrer zusammen.

In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Alexandershilf beschäftigte ihn auch der Missionsgedanke stark; er schlug dem Baseler Missionskomitee vor, von seinem ohnehin geringen Gehalt hundert Rubel an einen der in Basel studierenden armenischen Brüder abtreten zu wollen, wenn derselbe bei ihm wohnen und mit ihm die tatarische Sprache treiben wolle, um alsdann gemeinsam zu den ringsum im Gebirge wohnenden Muhammedanern Missionsreisen zu unternehmen. Doch wurde diesem Plane ein jähes Ende bereitet. Der Pastor von Katharinenfeld, Lemm, durch Stubers Plan angeregt, hatte sich in ähnlicher Absicht nach Hermannsburg gewendet und sich einen Zögling von dort schicken lassen, während man in Basel unterdessen noch zögerte. Der Hermannsburger Zögling Schottheim kam in Tiflis an und wurde – von der russischen Regierung sofort wieder des Landes verwiesen. Sie hatte von der Sache Wind bekommen. Aus diesem Zwischenfall ersah Stuber, daß die russische Regierung, mit anderen Worten die russische Kirche, nicht gewillt sei, eine offene Missionstätigkeit Andersgläubiger unter den Muhammedanern zu dulden, und er ließ seinen Plan fallen.

Go hatte er bereits 8 Jahre in selbstverleugnender Weise auf seinem schwierigen Posten ausgeharrt. Da mahnte ihn endlich seine wachsende Familie, daß mit 576 Rbl. Gehalt nicht mehr leicht durchzukommen sei. Auch klagt er in seinem Tagebuch, daß nach der anstrengenden Wochenarbeit in der Schule mit der schwierigen Schulzucht er sich ganz ermüdet fühle für die Predigt am Sonntag, und das können wir ihm schon glauben. Darum, wie sehr er auch mit seiner kleinen Gemeinde sich eingelebt, in der er ein Häuflein erweckter Seelen um sich gesammelt hatte, so glaubte er doch seinen Wanderstab weiter setzen zu müssen und wurde 1873 Pastor

5. in Helenendorf. Diese Kolonie ist ebenfalls in Grusien belegen, unweit der Stadt Elisabethpol.

Die Erfahrungen, die Stuber in seiner ersten Gemeinde als Lehrer gesammelt, die konnte er nun hier in Helenendorf als Schulvorgesetzter von drei Lehrern verwerten. Wöchentlich war er in der Schule und stand seinen Lehrern mit Rat und Tat zur Seite. Er kannte ja nun die Arbeit und die Leiden eines Lehrers, und wenngleich die Lehrer in der ersten Zeit in ihm auch nur den Vorgesetzten zu sehen meinten, so erkannten sie doch mit der Zeit in ihm ihren besten Freund. Kämpfe gab es aber auch hier, wenn etwa durch die Gemeinde eine Lehrerstelle besetzt werden sollte mit einem Kandidaten, der wenig aber gar nicht für das Schulamt paßte. Ein Schulkonvent, d. h. ein Lokalschulrat half dem Pastor die Schulangelegenheiten ordnen und leiten.

Doch muß gesagt werden, daß Stuber im allgemeinen viel Liebe von seiten der Gemeinde genoß. Es war in der Gemeinde schon lange ein Bedürfnis nach Friede vorhanden gewesen, nachdem zwischen den Gemeindegliedern und ihren bisherigen Predigern jahrelang Zwistigkeiten geherrscht hatten. Stuber verstand es durch die seinem Wesen eigene Freundlichkeit und Leutseligkeit die Parteien zu besänftigen, wenngleich er wiederum auch nicht versäumte, wenn es nötig war, die Schärfe des Wortes Gottes zu seinem vollen Rechte kommen zu lassen. Die Eingepfarrten erkannten diese seine Verdienste um Wiederherstellung des Friedens in ihrer Mitte willig an, und noch in Brunnenenthal suchten nicht nur Briefe aus Helenendorf, sondern selbst dortige Gemeindeglieder ihren früheren Seelsorger auf.

Hier in Helenendorf traf ihn auch ein harter Schlag in seinem glücklichen Familienleben; seine erste Gattin Marie Barbara Schrenk, die mit ihm die schweren Jahren in Alexandershilf als treue Lebensgefährtin geteilt hatte, wurde ihm durch den Tod entrissen. Mit 5 Kindern und einer Pflögetochter stand der Witwer ratlos da. So fuhr er denn nach der alten württembergischen Heimat und fand in seiner Landsmännin Katharina Weller, der jetzigen Witwe, seinen verwaisten Kindern eine zweite Mutter, für sich eine neue Lebensgefährtin.

Die Nahrungssorgen wollten aber auch in Helenendorf nicht schwinden. Die zwei ältesten Söhne waren in die Lateinschule nach Kornthal abgegeben worden, und obgleich das Gehalt in Helenendorf sich auf zirka tausend Rbl. belief, so wollte es doch nicht mehr reichen, und der alte Großvater in Württemberg mußte den Unterhalt seiner zwei Enkelsöhne in Kornthal bestreiten helfen.

Da entschloß sich denn Stuber nach langem Schwanken, dem Rufe nach Alt-Freudenthal, 30 Werst von Odessa, Folge zu leisten, da das Einkommen daselbst auf ungefähr tausend sechshundert Rbl. stieg. Mit schwerem Herzen verließ er, wie er in seinem Tagebuch schreibt, nach abermals 8-jähriger Amtstätigkeit Helenendorf und kam im Juni 1881

6. in Alt-Freudenthal an. „Kreuzesflucht und Kleinglaube“, bekennt er selbst in seinen Aufzeichnungen, seien die Ursachen seines Wegganges aus Helenendorf gewesen. Die drei schweren Jahre, die er nun in Alt-Freudenthal durchzumachen hatte, seien eine gerechte Strafe Gottes dafür gewesen.

Er traf in diesem Kirchspiel ein nichts weniger als gesundes kirchliches Leben an. Der eine Teil der Gemeinde war dem Trunke ergeben, der andere der Kirche und Gottes Wort entfremdet, und derjenige Teil, der Gottes Wort noch lieb hatte und nach Stubers Tagebuch auch den besseren Teil der Gemeinde bildete, hatte eine stark ausgeprägte methodistische und baptistische Richtung angenommen. Wiedergeboren war diesen Versammlungsleuten nur der, welcher sich bekehrt hatte und Zeit und Stunde seiner Bekehrung angeben konnte, und bekehrt wiederum war nur der, welcher durch den Butzkampf unter viel Ringen und Kämpfen, ja sogar unter Krämpfen und Wälzen auf dem Boden hindurchgegangen war, und in diesem Butzkampf von seiten Gottes die Zusicherung der Gotteskindschaft empfangen zu haben glaubte. Die Taufe war diesen Frommen nicht das Bad der Wiedergeburt, sondern nur die äußerte Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft, die Bekehrung aber erst der Akt der Wiedergeburt und der Aufnahme in die wahre Gemeinde der Kinder Gottes. Sie seien diese Gemeinde der wahrhaft Heiligen, der Tempel Gottes, die Herde Christi. Die Aufgabe des Predigers aber sei, die Menschen auf die vorhin geschilderte Bekehrung hinzudrängen.

Noch im Herbst besuchte Stuber eine dieser Versammlungen in Alt-Freudenthal. Er erzählt folgendes über diesen Besuch: „Ich sprach meine Freude darüber aus, daß sie zusammenkommen zur Betrachtung des Wortes Gottes und zum Gebet. Aber nach Schluß der Versammlung begann wieder ein Mann zu beten, dann ein zweiter, darauf ein

Weib, dann wieder ein Mann und wieder ein Weib. Die Gebete alle enthielten eine Danksagung für die erfahrene Rettung aus der Sünde und wieder eine Bitte um Erhaltung und waren gleichen Inhalts. Gesprochen wurden sie in einem weinerlichen die Nerven ergreifenden Tone. Dies mißfiel mir, und ich sagte dann zur Versammlung in ruhigem, freundlichem Tone: Brüder und Schwestern! Vorhin sprach ich meine Freude aus über euer Beisammensein; aber das, was ich jetzt höre, gefällt mir nicht. Die jüngeren unerfahreneren Brüder und insbesondere die Weiber sollen nicht öffentlich beten; das ist gegen Ordnung und gegen Gottes Wort. Aber nun drangen sie mit ihren Entgegnungen von allen Seiten auf mich ein. Sie wollten beweisen aus der Schrift, besonders aus 1. Tim. 2, 8 und 9, daß die Weiber an allen Orten, also auch in der Versammlung, beten sollen, denn es steh, Vers 9: „Desgleichen auch die Weiber.“ Ich sagte ihnen aber, daß Vers 8 mit einem Punkte abschließe. Ferner behaupteten sie, wenn man die Weiber, welche gedungen seien zu beten, daran hindere, so dämpfe man den Geist, und das sei gegen Gottes Wort u. s. w., und ermunterten in meiner Gegenwart die Versammlung zum Beten und ermahnten, sich nicht irre machen zu lassen.

Mit diesem ersten Besuch der Versammlung hatte es Stuber für immer bei den Versammlungsleuten verschüttet, besonders als er auch noch im Privatgespräch und auf der Kanzel, sowohl in den eigenen Gemeinden als auch auf Missionsfesten die kirchliche Lehre von der Taufe, Wiedergeburt und Bekehrung mit allem Ernst und Entschiedenheit betonte. Die Brüder wollen sich aber weder in diesen Stücken noch auch betreffs des Weibergebets weisen lassen, auch dann nicht, als der Pastor auf die Ordnungen in den Versammlungen in der gemeinsamen alten württembergischen Heimat hinwies, wo beispielsweise das Weib höchstens in einem Frauenkreis, aber nicht in der öffentlichen Versammlung bete. Anfänglich versuchten die Brüder ihn mit der verblühten Drohung einzuschüchtern, wenn ein Prediger sich den Versammlungsleuten anschließe, so komme er gewiß nicht ums Brot, auch wenn sie der kleinere Teil seien. Als Stuber sich trotzdem ihren Anschauungen nicht anbequemen wollte, wurde er für unbekehrt und tot ausgeschrien. Trotzdem er ihre Versammlungen fortwährend besuche, auch mit den älteren Brüdern nach zahlreichen Aussprachen bei sich im Pastorat im Gebet mit ihnen sich vereinigte, so gingen sie schließlich doch darauf aus, ihm das Leben zu verleiden, sich sogar teilweise Ruhestörungen während der Gottesdienste zu erlauben und schließlich die Kirche zu meiden.

In dieser schweren Zeit äußerer und innerer Anfechtungen hat Stuber mehr je im Gebet mit seinem Gott gerungen. „Ich befahl die Sache dem Herrn wiederholt im Gebet, prüfte mich, ob es vielleicht doch so sei, wie ich beschuldigt wurde und ob ich über mich selbst nicht in der Täuschung sei; aber der Herr machte mir meine Gotteskindschaft nicht streitig,“ schreibt er einmal in diesen kummervollen Tagen.

Als er nun sah, das sein ferneres Verbleiben der Gemeinde nicht zum Segen reichen könne, hielt er es für seine Pflicht Schritte zum Weggang zu tun. Er wollte wieder nach Grusien zurückkehren. Da traf ihn der Ruf nach Brunnenthal und er folgte ihm.

7. In Brunnenthal. Die Gemeinden dieses Steppenkirchspiels waren in den Jahren 1858-1860 von Aussiedlern aus den Bergseiter Kolonien gegründet worden. Geraume Zeit wurden diese sowie andere Steppengemeinden von einer ganzen Reihe von Pastor-Vikaren bedient, von denen der erste Pastor Dsirne, die beiden letzten aber die Pastoren Günther und Allendorf jun. waren. Im Jahre 1883 wurden die 4 Gemeinden Brunnenthal, Hussenbach, Beideck und Gnadenfeld als das sogenannte Brunnenthaler Kirchspiel bestätigt und im nächsten Jahre Stuber von der Kirchspielsversammlung als ihr erster Prediger berufen. Am 31. Oktober 1884 traf er mit seiner Familie in Brunnenthal ein und wurde am 9. Dezember desselben von Propst Allendorf unter Assistenz der Pastoren

Thomson und Allendorf jun. in das Amt eingeführt. Er predigte an diesem Tage über Apostelgesch. 2, 38 und 39.

Hier in diesem Kirchspiel atmete Stuber nach der schweren Prüfungszeit in Freudenthal wieder auf. In ungetrübter Freude konnte er sich hier der Pflege des geistlichen Lebens und des Missionssinnes unter seinen Eingepfarrten hingeben, auch selber Hand mit anlegen in unseren Kolonien auf dem weiten Arbeitsfelde der innern Mission.

Bei seiner Ankunft in Brunnenthal fand er ein reges geistliches Leben in den Gemeinden vor. Es befanden sich hier auch „Brüder“, welche mehrere Versammlungshäuser füllten. Sie halten nicht das schwärmerische Wesen an sich wie die Freudenthaler, Belehrungen vom Pastor nahmen sie gerne an, verlangten auch nicht, daß er ihr Parteimann sei, sondern waren dankbar dafür, wenn er sich ihnen freundlich näherte. Im Gegensatz zu den Freudenthalern beteiligten sie sich gerne und reichlich an den Werken der inneren und äußeren Mission, wofür Stuber vergeblich die Freudenthaler Bußkämpfer zu gewinnen versucht hatte, die aber nicht ohne selbstsüchtige Unterstützung der Heidenmission die Ansicht aussprachen, der Geist wehe wo er will, und der Geist Gottes könne darum auch ohne Predigt und Mission die Heiden bekehren. Stuber zog die kirchlichen Brüder in Brunnenthal zu Werken der Liebe, wie bei der Gründung eines Armenvereins im Jahre 1885, bei der Sonntagsschule in Gruppensystem als Helfer, bei der Sammlung der ledigen Jugend zu Abendstunden (also eine Art Jünglingsverein), an denen religiöse Besprechungen über das Wort Gottes und Vorlesungen aus Unterhaltungsliteratur stattfanden. Für die Brüder-Ältesten hielt er besondere Abendstunden am Montag im Pastorat. Aus verschiedenen hier nicht näher zu erörternden Gründen sah sich Stuber bald veranlaßt, einen Teil dieser innern Missionsarbeit wieder einzustellen. Doch Bibelstunden hielt er regelmäßig an den Winterabenden an bestimmten Wochentagen, besuchte hin und wieder die Brüderversammlungen, um mit ihnen in Fühlung zu bleiben, und ließ es sich nicht verwehren an ihren Konferenzen einmal jährlich am Epiphaniastag teilzunehmen, um auf diese Weise sich vor Abschwenkungen auf schiefe Bahnen zu bewahren. „Verdirb es nicht, es ist Segen darinnen,“ dieses Prophetenwort war sein Grundsatz dieser religiösen Bewegung gegenüber, auch wo sie manchmal aus den geordneten Schranken herauszutreten drohte. Und als nach der Besprechung der Brüderfrage auf der Synode von 1897 auch ein Teil der übrigen Amtsbrüder es für ratsam hielt, dieser Bewegung sich mehr anzunehmen, da wachten auch die Abendstunden mit den Brüder-Ältesten im Brunnenthaler Pastorat wieder auf, wo diejenigen Schriftabschnitte besprochen wurden, die in den nächsten Versammlungen zur Betrachtung kommen sollen.

Unseren Anstalten der inneren Mission hat Stuber stets ein warmes Interesse entgegengebracht und in dem Verwaltungsrat der Güntherschen Anstalten ist er jahrelang bis zu seinem Tode ein treues Mitglied gewesen.

Auch für seine erste Liebe, die Heidenmission, suchte er nicht nur die Gemeinden durch seine Missionspredigten und Vorträge, sondern auch die Herzen seiner Amtsbrüder zu erwärmen durch seine Missionsreferate, die er 11 Jahre lang auf den Synoden als Missionsreferent gehalten hat.

Über die Grenzen seines Kirchspiels hinaus wirkte er auch durch die Bedienung vakanter Kirchspiele sowie durch öftere Vertretung des Propstes bei Visitationen und Introduktionen, wie er denn auch eine Zeitlang nach dem Ableben des Propstes Allendorf das Propstamt stellvertretend bekleidet hat. Seine stille, geräuschlose Wirksamkeit fand denn auch die volle Anerkennung seiner höheren Vorgesetzten; die Verleihung des goldenen Brustkreuzes und eines Stanislausordens sollte ein Ausdruck dafür sein.

So hatte ihm der Herr in seinem letzten Kirchspiel fast ganze 22 Jahre lang eine gesegnete und freudenreiche Arbeit in seinem Weinberge vergönnt, die ihm erleichtert und versüßt wurde durch ein gutes Einvernehmen mit seinen Eingepfarrten. Ihre Liebe folgte ihm nach ins Grab. Und diese ist schließlich doch die allerschönste Zierde für einen Seelsorger, mehr wert als goldene Brustkreuze und allerlei Ordenssterne. Wieviel aber die Wolgakirche ihrem Stuber schuldig ist für seine Leitung der Gemeinschaften als „Bruderpastor“, das entzieht sich fürs erste noch unserem Auge.

„Wie der Lauf eines kleinen vor den Augen der Menge verborgenen, aber doch in seiner Art geräuschvollen Waldbächleins, so scheint mir der Lauf meines armen Lebens bis jetzt gewesen zu sein,“ so bekennt Stuber bei seiner Ordination im Jahre 1864, und diese Worte voll Demut und Bescheidenheit können auch für sein ganzes Leben gelten. In der Tat, nie trat in ihm der Zug hervor sich vorzudrängen oder etwas sein zu wollen; sondern still und bescheiden wirkte er in seinem Amte und im Dienste des Herrn, dem Waldbächlein gleich, das in der Verborgenheit Wald- und Wiesengrund berieselt und den Boden feuchtet zu gedeihlichem Wachstum. Sturm und Wellenschlag regen seine Wasser nicht auf und trüben sie nicht, Gottes liebe Sonne lächelt darin in tausend hellen Strahlen und Funken. So war auch Stuber ein stilles, ruhiges Gemüt, nie erregt und gepeitscht durch den Sturm der Leidenschaften, sonnig und eine Wärme religiöser Empfindung ausstrahlend, die wohltuend, erwärmend und erquickend auch seiner Umgebung sich mitteilte. Er war ein Friedensmann und jagte dem Frieden nach, aber er war Freund des faulen Friedens und konnte vorkommenden Falles sehr bestimmt und energisch auftreten, wo es galt, der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Sein ganzes Wesen aber war gegründet im Gebet. Wie einst keine Eltern, so führte auch er sein Lebenlang ein Gebetsleben, aber wenig offen und sichtbar vor Menschengen, sondern in der Stille des Kämmerleins; hier wurden die Stürme des Herzens im Gebet beschwichtigt, hier Kraft und Stärke von oben geholt für das Leben in Gott. Obgleich aus Pietistenkreisen, hatte ihn sein nüchterner und gesunder religiöser Sinn doch vor aller pietistischen Engherzigkeit bewahrt, und in seinem Haufe herrschte ein fröhliches und munteres Treiben. Ebenso hat er sich auch ein nüchternes Urteil in religiösen Fragen zu bewahren gewußt. Als der selige Propst Bonwetsch in Norka ihm einmal eine apokalyptische Berechnung nach Helenendorf geschickt hatte, schrieb er diesem zurück, er habe für dergleichen kein Verständnis; und das Weltende könne er noch nicht als gekommen ansehen, da an der Erfüllung der Weissagungen an Juden und Heiden noch manches mangelte. Seinen Gemeinden predigte er in schlichter Weise das alte Evangelium von Jesu Christo dem Gekreuzigten und seiner Nachfolge.

Sehr gesunde und richtige Ansichten hatte Stuber über die Schule, wie wir das unter anderem aus einem Schriftstück ersehen können, das er noch in Grusien abgefaßt hat. Hier spricht er als gewesener Schulmann aus der Erfahrung heraus über Schulprogramm, Lehrerbildung und Lehrerstand. Doch können wir hier nicht näher darauf eingehen²⁾. Interessant aber dürfte für viele sein, daß der Stuber, der nach der Meinung gewisser Leute ein Feind des Russischen in unseren Schulen gewesen sein sollte, in seiner ersten Gemeinde Alexandershilf aus freien Stücken in den letzten anderthalb Jahren seine Schüler mit den Anfangsgründen des Russischen bekannt machte, da er die Notwendigkeit der Kenntnis der Reichssprache für die Kolonisten einsah, solches auch als Pastor in Helenendorf betonte und für die Anstellung eines besonderen Lehrers für russische Sprache daselbst sorgte.

²⁾ Siehe die folgenden Nummer des Friedensboten.

Verheiratet war Stuber, wie bereits erwähnt, zweimal. Aus der ersten Ehe hatte er sieben, aus der zweiten Ehe acht Kinder. Von diesen 15 Kindern haben nur acht ihren Vater überlebt.

8. Tod und Begräbnis. Der Verstorbene erfreute sich stets einer guten Gesundheit. Doch in den 2 letzten Jahren seines Lebens fühlte er seine Kraft gebrochen, und im letzten Herbst traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nie mehr ganz erholte; doch konnte er sein Amt ohne Hilfe versehen. Auf den Rat des Arztes machte er im nächsten Sommer eine Erholungsreise auf einem Wolgadampfer und kam am 21. Juni munter und frisch wieder zu Hause an. Da erkrankte er aber am 23. Juni am Typhus und schon am 26. Juni des Jahres 1906 beschloß er seine irdische Laufbahn in nicht ganz vollendeten 67. Lebensjahre, im Glauben an seinen Heiland, an welchen er geglaubt und welchen er geliebt hatte. Seine irdische Hülle wurde am 28. Juni unter großen Beteiligung der Gemeinden von den Seinigen zu Grabe getragen. Erschienen waren auch die Schulmeister sowie 6 Amtsbrüder, um dem Entschlafenen das letzte Geleit zu geben.

Sein Pilgerleben spiegelte sich in den Reden wieder, die die Amtsbrüder an seinem Sarge hielten. „Jakob aber zog seinen Weg, und es begegnete ihm der Engel Gottes,“ 1. Mose 32, 1 – war das Wort, über welches Pastor Schwartz im Pastoratshofe redete. „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn,“ Röm. 14, 8 – wählte Propst Thomson für seine Ansprache vom Altar aus. „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten,“ 2. Timoth. 4, 7 ff., - im Lichte dieses Wortes schilderte Propst Kosziol von der Kanzel aus den inneren und äußeren Christenlauf des Heimgegangenen.

Und in gläubiger Zuversicht, daß die Seele dessen zu der Ruhe eingegangen ist, die verheißen ist dem Volke Gottes, der hienieden stets im Ausschauen zum Herrn als sein treuer Knecht gewandelt, wurde sein Sarg auf dem Kirchhofe ins Grab gesenkt und ihm das Psalmwort nachgerufen: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Dann wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich.“

Hier wollen wir schließen und mit Dank von dem Mann scheiden, dessen Lebensbild in diesen Zeilen an unserem Geistesauge vorübergezogen ist, und der uns in unserer glaubensarmen Zeit ein Leben des Glaubens, der Liebe und der Treue vorgelebt hat. Es sei uns ein Sporn ihm hierin nachzueifern, damit auch wir einst drüben in der ersten Ewigkeit aus des Herrn Mund den tröstlichen Zuruf an uns gerichtet vernehmen: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; gehe ein zu deines Herrn Freude; ich will dich über viel setzen.“

Pastor Joh. Erbes.

Friedensbote, Nr. 8, 1907, 481-496 Spalte.